

Geert Mak
In Europa

Eine Reise durch das
20. Jahrhundert

Aus dem Niederländischen von
Andreas Ecke und Gregor Seferens

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »In Europa« bei
Uitgeverij Atlas, Amsterdam/Antwerpen.

Die Übersetzung ins Deutsche wurde vom Autor
gekürzt und aktualisiert und für die vorliegende
Ausgabe durchgesehen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-o100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier EOS liefert Salzer, St. Pölten

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Februar 2007

Copyright © 2004 by Geert Mak
Copyright © der deutschen Originalausgabe 2005
by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,
nach einer Idee von Rothfos + Gabler, Hamburg
Lektorat: Margret Plath
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Karten: Peter Palm, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007
ISBN 978-3-570-55018-2

www.pantheon-verlag.de

FÜR MIETSIE

Inhalt

	Prolog	11
Januar	1900 – 1914	19
	Amsterdam Paris London	
	Berlin Wien	
Februar	1914 – 1918	83
	Wien Ypern Cassel Verdun	
	Versailles	
März	1917 – 1924	141
	Stockholm Helsinki	
	Petrograd Riga	
April	1918 – 1938	209
	Berlin Bielefeld Dachau	
	München Wien	
Mai	1922 – 1939	287
	Predappio Lamanère Barcelona	
	Guernica München	
Juni	1939 – 1941	347
	Fermont Dünkirchen	
	Chartwell Brasted London	
Juli	1940 – 1942	405
	Berlin Himmelerstadt Auschwitz	
	Warschau Leningrad Moskau	

August	1942 – 1944	495
	Stalingrad Odessa Istanbul	
	Kefallinía Cassino Rom Vichy	
	Saint-Blimont	
September	1944 – 1956	589
	Bénouville Oosterbeek Dresden	
	Berlin Nürnberg Prag	
	Budapest	
Oktober	1956 – 1980	673
	Brüssel Amsterdam Berlin	
	Paris Lourdes Lissabon Dublin	
	Belfast	
November	1980 – 1989	765
	Berlin Niesky Danzig Moskau	
	Tschernobyl	
Dezember	1989 – 1999	829
	Bukarest Novi Sad Srebrenica	
	Sarajevo	
	Epilog	885
	Dank	907
	Literatur	910
	Register	929

Jemand nimmt sich vor, die Welt zu zeichnen. Im Lauf der
Jahre bevölkert er einen Raum mit Bildern von Provinzen,
Königreichen, Gebirgen, Buchten, Schiffen, Inseln, Fischen,
Zimmern, Instrumenten, Gestirnen, Pferden und Menschen.
Kurz bevor er stirbt, entdeckt er, daß dieses geduldige Labyrinth
aus Linien das Bild seines eigenen Gesichts wiedergibt.

JORGE LUIS BORGES

Prolog

Niemand im Dorf hatte jemals das Meer gesehen – außer dem Bürgermeister und József Puszka, der im Krieg gewesen war. Die Häuser lagen um einen schmalen Bach herum, eine Hand voll weiße Bauernhöfe, grüne Gärten, bunte Apfelbäume, zwei kleine Kirchen, alte Weiden und Eichen, Holzzäune, Hühner, Hunde, Kinder, Ungarn, Schwaben, Zigeuner.

Die Störche waren bereits fortgezogen. Ihre Nester ruhten still und verlassen auf den Schornsteinen. Der Sommer glühte langsam aus, der Bürgermeister mähte schwitzend die Gemeindewiese. Kein Maschinengeräusch war zu hören, nur Stimmen, ein Hund, ein Hahn, Gänse, die die Straße überquerten, ein hölzerner Pferdewagen, der knarrend vorüberfuhr, die Sense des Bürgermeisters. Am späten Nachmittag wurden die Öfen angezündet; ein dünner blauer Rauchschleier zog über die Dächer. Hin und wieder quiekte ein Schwein.

Es waren die letzten Monate des Jahrtausends, und ich reiste im Auftrag meiner Zeitung, des NRC/Handelsblad, ein Jahr lang kreuz und quer durch Europa und schrieb Tag für Tag einen kurzen Artikel, der unten rechts auf der Titelseite veröffentlicht wurde. Es war eine Art abschließende Inspektion: Wie sieht der Kontinent am Ende des 20. Jahrhunderts aus? Zugleich war es auch eine Reise durch die Zeit: Ich folgte, soweit das möglich war, dem Lauf der Geschichte, auf der Suche nach den Spuren, die sie hinterlassen hatte. Und tatsächlich fand ich ihre stummen Zeugen, zu Dutzenden: eine zugewachsene Mulde an der Somme, einen von Maschinenpistolenkugeln zerfetzten Türpfosten in der Oranienburger Straße in Berlin, einen schneebedeckten Wald bei Vilnius, ein Zeitungsarchiv in München, einen Hügel hinter Barcelona, eine kleine, weiß-rote Sandale in Auschwitz. Doch diese Reise hatte auch etwas mit mir zu tun. Ich wollte raus, Grenzen überschreiten, erfahren, was dieser nebulöse Begriff »Europa« bedeutet. Europa, das wurde mir im Laufe dieses Jahres klar, ist ein Kontinent, auf dem man mühelos in der Zeit hin und her reisen kann. Die verschiedenen Phasen des 20. Jahrhunderts sind alle noch irgendwo existent. Auf den Fähren in Istanbul herrscht das Jahr 1948, in

Lissabon 1956. Am Gare de Lyon in Paris fühlt man sich wie im Jahr 2020; in Budapest haben junge Männer die Gesichter unserer Väter.

In dem südungarischen Dorf Vásárosbéc ist die Zeit bei 1925 stehen geblieben. Dort leben ungefähr zweihundert Menschen, und mindestens ein Viertel von ihnen sind Zigeuner. Die Familien bekommen Sozialhilfe – etwa sechzig Euro pro Monat –, und die Frauen gehen mit Körben und irgendwelchen Waren von Tür zu Tür. Ihre Häuser zerfallen nach und nach, die Türen sind nurmehr Tücher, manchmal fehlt gar der Türrahmen, weil er wohl in einem kalten Winter verheizt worden ist. Noch ärmer sind die rumänischen Zigeuner, die manchmal mit hölzernen Wohnwagen ins Dorf kommen. Und ärmer als arm sind die umherziehenden albanischen Zigeuner. Sie sind außerdem die Parias aller anderen Armen, die größten Schlemihle Europas.

Ich wohnte bei Freunden. Sie hatten nach dem Tod des alten József Puszka, der früher der Dorffrisör gewesen war, dessen Haus bezogen. Auf dem Dachboden fanden sie ein winziges Notizbuch, das mit Bleistiftgekritzeln aus dem Frühjahr 1945 gefüllt war, in dem Ortsnamen wie Aalborg, Lübeck, Stuttgart und Berlin vorkamen. Jemand entzifferte ein paar Zeilen:

Im Gefangenenlager Hagenau. O mein Gott, ich habe niemanden auf dieser Welt. Vielleicht gibt es, wenn ich wiederkomme, nicht einmal mehr ein Mädchen für mich im Dorf. Ich bin wie ein kleiner Vogel, der in der Ferne ruft. Niemand schaut nach der lieben Mutter und dem kleinen Vögelein. O mein Gott, hilf mir bitte, nach Hause zu kommen, zu Vater und Mutter. So weit entfernt von meinem Land, so weit entfernt von jedem Weg.

Mitten im Dorf, neben einem schlammigen Weg, stieß ich auf einen verwitterten Betonklotz, der mit einer Art Ritterfigur und zwei Jahreszahlen versehen war: 1914 und 1918. Darunter sechsenddreißig Namen, sechsenddreißig junge Männer, so viele wie in die Dorfkneipe passen.

1999 war das Jahr des Euro gewesen, Mobiltelefone hatten allgemeine Verbreitung gefunden, das Internet war zum Allgemeingut geworden, in Novi Sad hatten die Alliierten Brücken bombardiert, die Effektenbörsen in Amsterdam und London feierten; der September war der wärmste seit Menschengedenken gewesen, und man fürchtete sich vor dem Millennium-Bug, der am 31. Dezember alle Computer ins Chaos stürzen würde.

In Vásárosbéc war 1999 das Jahr, in dem der Müllmann seine Runde zum letzten Mal mit Pferd und Wagen machte. Zufällig war ich Zeuge dieses historischen Augenblicks. Er hatte sich einen Lastwagen gekauft. Im selben Jahr hatten vier

arbeitslose Zigeuner damit begonnen, ein weiteres Stück Sandweg zu planieren; vielleicht würde es ja asphaltiert werden. Und der Glöckner wurde entlassen: Er hatte die Pension der Mutter des Bürgermeisters unterschlagen. Auch das geschah 1999.

In der Dorfkneipe traf ich sie alle: den Bürgermeister, die wilde Maria, den Zahnlosen (den man auch »den Spion« nannte), den betrunkenen Nichtsnutz, die Zigeuner, die Frau des Postboten, die bei ihrer Kuh wohnte. Ich machte Bekanntschaft mit dem Veteranen, einem großen, freundlichen Mann im Tarnanzug, der seine Alpträume mit Alkohol und berauschenden Pilzen vertrieb. Er spreche Französisch, behaupteten alle, doch das einzige Wort, das ich ihn sagen hörte, war »Marseille«.

Später am Abend sangen der neue Glöckner und der Müllmann alte Lieder, und die anderen schlugen dazu auf den Tischen den Takt:

*Wir arbeiteten im Wald, früh
im ersten Morgenlicht,
als der Tag noch voller Nebel und Tau war,
arbeiteten wir bereits zwischen den Stämmen,
hoch oben am Hang, mühsam mit Pferden den Hang hinauf...*

und:

*Wir arbeiteten an der Strecke von Budapest nach Pécs,
an der großen, neuen Eisenbahnstrecke,
am großen Tunnel bei Pécs...*

In diesem Jahr des Herumreisens durch Europa hatte ich den Eindruck, alte Farbschichten abzuschaben. Stärker als je zuvor wurde mir bewusst, dass Generation um Generation eine Kruste der Distanz und der Entfremdung zwischen Ost- und Westeuropäern gewachsen war.

Haben wir Europäer eine gemeinsame Geschichte? Zweifellos, und jeder Student kann die Stichwörter und Daten aufsagen: Römisches Reich, Renaissance, Reformation, Aufklärung, 1914, 1945, 1989. Doch die individuellen historischen Erfahrungen der Europäer sind sehr verschieden: In Danzig traf ich einen älteren Taxifahrer, der in seinem Leben viermal eine neue Sprache hatte lernen müssen; ich schloss Bekanntschaft mit einem deutschen Ehepaar, das ausgebombt und anschließend lange Zeit durch Osteuropa gehetzt war; ich besuchte eine baski-

sche Familie, die Heiligabend in einen heftigen Streit über den Spanischen Bürgerkrieg geraten war und danach nie wieder ein Wort darüber verlor; gleichzeitig stieß ich bei den Niederländern, Dänen und Schweden auf eine friedliche Satttheit: An ihnen waren die Stürme meistens vorübergegangen. Man setze Russen, Deutsche, Briten, Tschechen und Spanier an einen Tisch und lasse sie die Geschichte ihrer Familien erzählen. Lauter verschiedene Welten. Und doch sind sie alle Europa.

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts war schließlich kein Theaterstück, dessen Vorstellung sie besuchten, es war ein größerer oder kleinerer Teil ihres – und unseres – eigenen Lebens. »Wir sind ein Teil dieses Jahrhunderts. Und dieses ist ein Teil von uns«, schrieb Eric Hobsbawm zu Beginn seiner großen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Für ihn selbst zum Beispiel war der 30. Januar 1933 nicht nur – und er betont, dass wir dies nie vergessen dürfen – der Tag, an dem Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, sondern auch ein Winternachmittag in Berlin, an dem ein fünfzehnjähriger Junge mit seiner Schwester von der Schule nach Hause ging und irgendwo unterwegs die Schlagzeile einer Zeitung sah: »Ich kann sie noch immer, wie im Traum, vor mir sehen.«

Für meine hochbetagte Tante Maart in Schiedam, die damals sieben Jahre zählte, war zum Beispiel der 3. August 1914, der Tag, an dem der Erste Weltkrieg ausbrach, ein warmer Montagnachmittag, auf den sich plötzlich ein starkes Gefühl der Beklemmung legte. Arbeiter standen in Gruppen vor den Häusern und diskutierten, Frauen wischten sich die Augen mit einem Zipfel ihrer Schürze, ein Mann rief einem Freund zu: »Mensch, Krieg!«

Für Winrich Behr, der später in diesem Buch zu Wort kommen wird, war der Fall von Stalingrad das Telegramm, das er als deutscher Verbindungsoffizier erhielt: »31. 1. 07.45 Uhr Russe vor der Tür. Wir bereiten Zerstörung vor. AOK 6, Ia. 31. 1. 07.45 Uhr. Wir zerstören. AOK 6.«

Für Ira Klejner aus Sankt Petersburg bedeutete der 6. März 1953, der Tag, an dem Stalins Tod bekannt gegeben wurde, eine Küche in einer kommunalen Wohnung, ein zwölfjähriges Mädchen, die Angst, nicht weinen zu können, und die Erleichterung darüber, dass doch noch eine Träne von der Wange fiel, genau in den Dotter des Spiegeleis auf ihrem Teller.

Für mich, den neunjährigen Jungen, der ich damals war, roch der November 1956 nach Paprikaaufläufen, jenen merkwürdigen Gerüchen, die die ungarischen Flüchtlinge in unser gediegenes Leeuwarder Grachtenhaus mitbrachten – stille, schüchterne Menschen, die mit Donald Duck-Heften Niederländisch lernten.

Nun ist auch das 20. Jahrhundert Geschichte geworden, unsere persönliche Geschichte und die der Filme, Bücher und Museen. Während ich dies schreibe, werden die Kulissen des Welttheaters rasend schnell umgebaut. Machtzentren verschieben sich, Bündnisse zerbrechen, neue Koalitionen entstehen, andere Prioritäten rücken in den Mittelpunkt.

Vásárosbéc bereitet sich auf den Beitritt zur Europäischen Union vor. Innerhalb von drei Jahren sind weitere sechs Niederländer hierher gezogen, die zusammen mindestens ein Dutzend Häuser gekauft haben. Die meisten wurden von den niedrigen Preisen in Osteuropa angezogen, einige hat es aufgrund von Problemen an diesen Ort verschlagen. Menschen mit einer solchen Vergangenheit trifft man überall an den Rändern des Kontinents: Steuerschulden, eine katastrophale Scheidung, ein Familienproblem, Ärger mit der Justiz.

Im Garten eines der Niederländer steht ein großer deutscher Adler aus Gips. Auf eine der Seitenmauern hat der Besitzer ein Porträt von sich malen lassen: hoch zu Ross, mit einem Cowboyhut winkend, bereit, den Wilden Osten zu unterwerfen. Ein anderer hat sein Haus für 200 000 Euro zu einem kleinen Landgut umbauen lassen, auf dem er alljährlich drei oder vier Wochen Urlaub macht. In der übrigen Zeit steht das Haus leer. Doch ein kleiner Fehler ist ihm unterlaufen: Sein direkter Nachbar ist der Räuberhauptmann des Dorfes, der mit acht Kindern in einem Haus wohnt, das eher an einen Schweinestall erinnert. Vorsichtig beginnen die Kleinen nun, an den verschlossenen Läden dieses Eldorados zu rütteln. »Wir haben ein Schwimmbad!« verkünden sie in der Dorfkneipe.

In der Kneipe hatte man meinen Freund gefragt, was das eigentlich bedeute, dieses neue Europa. Nachdem einem kreischenden Zigeuner und seinem Akkordeon Schweigen auferlegt worden war, hatte er ihnen erklärt, dass dieser Teil Europas durch den Lauf der Geschichte immer stärker verarmt sei; man schaue zum reichen und mächtigen Westen auf und wolle nun selbstverständlich auch dazugehören.

Doch zuerst, sagte mein weiser Freund, müsse man hier durch ein tiefes Tal mit noch größerer Armut gehen, um in den zehn Jahren danach vielleicht zum Wohlstand des Westens aufzuschließen. »Und außerdem werdet ihr sehr wertvolle Dinge verlieren: Freundschaft, die Fähigkeit, von wenig Geld zu leben, die Fertigkeit, kaputte Sachen selbst zu reparieren, die Möglichkeit, Schweine zu halten und sie zu Hause zu schlachten, die Freiheit, so viel Reisig zu verbrennen, wie ihr nur wollt, und noch einiges mehr.«

»Was?«, hatten die Leute gesagt. »Nicht mehr selber schlachten? Kein Reisig mehr verbrennen?« Sie sahen einander ungläubig an – sie wussten damals noch nicht, dass sie bald in der Kneipe auch nicht mehr würden rauchen dürfen. »Der

Glöckner war inzwischen rausgegangen«, hatte mein Freund uns geschrieben, »und läutete nun die Glocke, denn die Sonne war untergegangen. Trotz allem: Das Leben geht einfach weiter.«

Die Weltordnung des 20. Jahrhunderts – soweit man dabei von »Ordnung« sprechen kann – scheint endgültig der Vergangenheit anzugehören. Und doch: Berlin kann man unmöglich verstehen, wenn man Versailles nicht kennt; London versteht man nicht ohne München, Vichy nicht ohne Verdun, Moskau nicht ohne Stalingrad, Bonn nicht ohne Dresden, Vásárosbéc nicht ohne Jalta, Amsterdam nicht ohne Auschwitz.

Maria, der Glöckner, Winrich Behr, Ira Klejner, der Bürgermeister, der Zahnlose, meine alte Tante Maart, mein weiser Freund – wir alle tragen, ob wir wollen oder nicht, das erschütternde 20. Jahrhundert in uns. Seine Geschichten werden flüsternd weitergegeben, über Generationen hinweg, die zahllosen Erfahrungen und Träume jener Zeit, die Augenblicke des Mutes und des Verrats, die Erinnerungen voller Angst und Schmerz, die Bilder des Glücks.



Januar 1900 – 1914



← Geert Maks Reiseroute

0 100 200 300 km

I

Als ich am Morgen des 4. Januar 1999 zu meiner Reise aufbrach, heulte in Amsterdam ein heftiger Sturm. Er riffelte das Wasser auf dem Pflaster, steckte den Wellen des IJ Schaumkämme auf, piffte unter dem Dach des Hauptbahnhofs hindurch. Einen Augenblick dachte ich, Gottes Hand würde das Eisen kurz anheben und wieder fallenlassen.

In dem großen schwarzen Koffer, den ich hinter mir herzog, waren ein Notebook, ein Mobiltelefon, mit dem ich meinen täglichen Kurzbeitrag verschicken konnte, ein paar Hemden und Toilettensachen, eine CD-ROM mit der *Encyclopaedia Britannica* und bestimmt fünfzehn Kilo Bücher als Nervennahrung. Ich wollte mit den neubarocken Städten von 1900 anfangen, mit der Leichtigkeit der Pariser Weltausstellung, mit Königin Victoria, die über ein Imperium von Gewissheiten geherrscht hatte, mit dem aufstrebenden Berlin.

Die Luft war von Lärm erfüllt: dem Klatschen der Wellen, dem Kreischen der Möwen, die sich von den Böen tragen ließen, dem Toben des Sturms in den Ästen der kahlen Bäume, dem Getöse der Straßenbahnen, des Verkehrs. Das Licht war schwach. Die Wolken jagten als dunkelgraue Schemen von Westen nach Osten. Einmal trugen sie rasch ein paar Töne mit sich fort, das zerzauste Viertelstundenmotiv eines Glockenspiels. Die Zeitungen berichteten, dass die Morseschrift endgültig ausgedient habe und dass am Flugplatz Ostende tief fliegende Iljuschins regelmäßig die Dachpfannen von den Dächern saugten. Auf den Finanzmärkten gab der Euro ein glanzvolles Debüt. »Euro startet mit Herausforderung an Hegemonie des Dollars« titelte *Le Monde*, und am Morgen kostete die Währung sogar kurzzeitig 1,19 Dollar. Aber in den Niederlanden regierte an diesem Tag der Wind, die letzte ungezähmte Kraft, die überall, im Norden, Osten, Süden, Westen, ihre Spuren eingegraben und mit ihrem unablässigen Hämmern die Formen von Seen und Poldern bestimmt hat, den Lauf der Kanäle, der Deiche, der Straßen und sogar der Bahnstrecke, auf der ich durch das nasse Polderland Richtung Süden fuhr.

Neben mir saß ein junger Mann mit blauer Krawatte und freundlichem Gesicht, der gleich sein Notebook aufklappte, reihenweise Tabellen hervorzauberte

und mit seinen Kollegen zu telefonieren begann. Er hieß Peter Smithuis. »Die Deutschen wollen eine Hundert-Prozent-Lösung, die anderen Europäer nur fünfundsiebzig«, sprach er ins Leere. »Wir können jetzt in Richtung Fünfundsiebzig-plus-X-Option gehen, wobei wir die Deutschen neutralisieren, indem wir sie doch wieder auf hundert Prozent bringen ... oh, hmmm. Also die Produktion steht schon seit Juli still? ... Du weißt, wenn sie zu schnell entscheiden, fährt man sich fest, sei vorsichtig.«

Der Regen prasselte gegen die Fenster des Waggons, an der Moerdijkbrücke tanzten die Schiffe auf den Wellen, bei Zevenbergen stand ein früher Baum in Blüte, tausend rote Pünktchen im Wasser. Ab Rosendaal waren die Oberleitungsmasten rostig: die einzige verbliebene Grenzmarkierung zwischen den ordentlichen Niederlanden und dem übrigen Europa.

Vor meiner Abreise hatte ich ein langes Gespräch mit dem ältesten Niederländer geführt, den ich kannte. Von all den Menschen, denen ich in diesem Jahr begegnen sollte, hatte er als Einziger das ganze Jahrhundert erlebt – abgesehen von Alexandra Wassiljewa (1897) aus Sankt Petersburg, die den Zar noch gesehen und als Debütantin im Mariinski-Theater gegläntzt hatte.

Er hieß Marinus van der Goes van Naters, wurde aber »Der rote Junker« genannt. Er war Jahrgang 1900 und hatte einmal eine bedeutende Rolle in der sozialdemokratischen Partei gespielt.

Er hatte mir von Nimwegen erzählt, der Stadt, in der er aufgewachsen war und in der damals sage und schreibe zwei Autos fuhren, ein De Dion-Bouton und ein Spijker, beide bis ins Detail handgefertigt. »Mein Bruder und ich rannten ans Fenster, wenn einer von ihnen vorbeikam.« Die Besitzer der Autos hatte er nie leiden können. »Es waren die gleichen Leute, die man heute auf der Straße in tragbare Telefone sprechen sieht.«

Die soziale Frage. »Irgendwann waren wir voller Begeisterung für die neuen Verhältnisse, die kommen würden. Ein Arbeiter, mit einem Arbeiter wollten wir sprechen, aber wir kannten keinen einzigen. Auf Umwegen kamen wir schließlich in Kontakt mit einer Arbeiterfrau, die uns aus einer Zeitung vorlas. Ich frage mich noch heute, warum wir nicht einfach einen Arbeiter auf der Straße ansprachen, wenn wir doch so gern einen kennen lernen wollten.«

Die Technik. »Mein Freund und ich beschäftigten uns ständig mit dem Phänomen Elektrizität. Wir hatten ein Buch für Jungen, in dem ein Apparat vorkam, mit dem konnte man sich mit beliebigen Menschen drahtlos verständigen, egal über welche Entfernung. Unglaublich schien uns das. Wir haben Lämpchen installiert, Telefone gebaut, über die wir uns bis ins übernächste Zimmer hören